

Keine Naivität und kein Ausweichen

Die Replik von Michael Schübler auf Sonja Angelika Strube

Den Text von Sonja Strube lese ich als erfahrungsgetränktes Plädoyer für einen unaufgeregten, aber entschiedenen Umgang mit rechten Positionen. Strube ist seit Jahren eine der wenigen katholischen Theolog/innen, die sich gründlich mit extremistischen und demokratiegefährdenden Dynamiken in christlichen Milieus beschäftigt, die dazu forscht und veröffentlicht. Und zwar nicht nur auf der programmatischen Ebene der Theorie, sondern in Handlungskontexten, in Bezug auf Soziale Medien und in der verfassten Kirche. Das belegen auch die vielen eigenen Texte, auf die sie verweisen kann und deren vertiefte Lektüre ebenso lohnt wie ihr vorliegender Beitrag.

Strube warnt gutmeinende und verständnisvolle kirchliche Akteure vor Naivität im Umgang mit rechten Einstellungen. Wenn das „Verstehenwollen“ das christlich-menschenrechtliche „Positionbeziehen“ lähmt und überlagert, dann läuft etwas schief. Sonja Strube empfiehlt hier den Weg der konkreten und differenzierenden Unterscheidungen. Unterscheide konservativ „wertebewahrend“ von rechtsideologisch, also die menschenrechtsbasierte Demokratie zerstörend. Unterscheide die eigentlichen Themen wie Abstiegsangst und kulturelle Verunsicherung von politischer Instrumentalisierung für identitäre Radikalismen. Unterscheide den Respekt vor der Person von notwendigem Streit in der Sache. Unterscheide christlich gebotene Gesprächsbereitschaft mit allen von strategisch notwendigem Gesprächsabbruch.

Dahinter steht eine theologische Positionierung. Rechte Positionen beschreibt Strube mit der gängigen (Rechts-)Extremismusforschung als Ideologien der Ungleichwertigkeit. Christinnen und Christen können dann nicht neutral bleiben, wenn die Abwertung von Personengruppen und ganzer Religionen zum Programm gemacht werden soll. Das widerspricht, so ihr Kompass zu Beginn, „der unverhandelbaren christlichen Grundüberzeugung der Gottebenbildlichkeit ausnahmslos aller Menschen“ (S. 387).

Bei aller Zustimmung will ich zugleich auf eine echte Verunsicherung hinweisen. Denn auch Nicht-Rechte ziehen natürlich Grenzen und werten das Andere ab. Vielfalt findet ihre Grenze dort, wo Vielfalt selbst bekämpft wird. Dialog findet seine Grenze dort, wo der Dialog selbst zerstört werden soll. Die freiheitliche Demokratie soll sich gegen die Gewalt von Demokratiefeinden zur Not selbst mit Gewalt verteidigen, so Karl Popper. Und zur „Kommunikationsfähigkeit gehört schließlich auch die Fähigkeit, eine Kommunikation zu beenden“ (S. 391). Diese Paradoxien machen die Rechten genüsslich sichtbar und bringen die Nicht-rechten damit auf die Palme.

Die hoffentlich gute Nachricht für die Zukunft lautet: Das war es dann aber auch schon. Denn die rechte Alternative lautet, das Paradox identitär aufzulösen in homogene, jeweils anderen überlegene Gruppenzugehörigkeiten: überlegene Religion, überlegene Nation, überlegene Lebensform. Nichts davon hilft irgendwie weiter, den Planeten zu einem lebenswerten Ort zu machen.

Von daher halte ich besonders drei Empfehlungen von Sonja Strube für sehr wichtig. Das erste ist, den echten Existenz- und Lebensproblemen der Menschen nicht auszuweichen. Wie Pörksen schreibt Strube von den „Schmerzpunkten“, von Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Abstiegsangst, als den „eigentlichen Themen“. Wobei zum „ganzen Schmerz“ auch diejenigen gehören, die unter Fremdenangst, Schwulenhass oder Antisemitismus leiden. Auf die „Autorität der Leidenden“ (Johann B. Metz) beziehen sich aktuell jedenfalls sehr unterschiedliche Opfererfahrungen.

Das zweite ist die Fähigkeit, verschiedene Temperiertheiten des Gesprächs zu beherrschen, „eine Bandbreite an Kommunikationsfähigkeiten entwickeln“. Also Empathie für jene, die ihren Schmerz offenbaren, aber auch klare Kante gegenüber den Kadern der Menschenfeindlichkeit und ihrem strategischen Kalkül. Damit verbunden ist drittens der Rat eines,

vielleicht könnte man sagen, postheroischen Aktivismus: „Keiner kann und keiner muss die Welt retten – diese Aufgabe dürfen wir gerade als Christ/innen vertrauensvoll Gott überlassen“ (S. 391). Vielleicht ist diese „gechillte Perspektive des Glaubens“ der Schlüssel zu einem beständigen, immer wieder neu ansetzenden Engagement. Die Abwesenheit jedes apokalyptischen Alarmismus, die kleinteilige Suche nach der passenden Gesprächs- und Aktionsform für unterschiedliche Anlässe, das empfinde ich als eine starke Facette im Text.

In den Ratschlägen wird deutlich, niemand muss in Panik ausbrechen, denn man kann in kirchlich mitorganisierten Gesprächs- und Begegnungsräumen tatsächlich etwas erreichen. Keine Naivität, aber auch kein Ausweichen, das wäre eine Empfehlung, die versucht, sich in der Spur Jesu zu halten. Sonja Strube und viele andere vor Ort zeigen seit Jahren, wie das gehen könnte.